

FREIBURGER RUNDBRIEF

Beiträge zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk im Geiste beider Testamente

Dieser Rundbrief erscheint im Zeichen der Trauer.

Seit der Herausgabe des letzten Heftes haben wir einen dreifachen schweren Verlust erlitten:

Am Pfingstmontag, dem 3. Juni 1963, wurde uns Papst Johannes XXIII. genommen (s. u. S. 68 ff.).

Am 15. Juli verschied Msgr. Pier-Georgio Chiappero O. F. M., Vikar des Lateinischen Patriarchen, in Nazareth und seit 1959 erster Bischof in Israel (s. u. S. 70 f.).

Am 26. Juli 1963 starb für uns alle völlig unerwartet unser Mitherausgeber Professor Dr. Karl Thiem. Zum erstenmal erscheint ein Rundbrief, der zwar noch die Spuren seiner intensiven Vorarbeiten trägt, aber nicht mehr von ihm mitredigiert wurde. Würdigungen und Nachrufe s. u. S. 71 ff.

1. Nicht hassen sollst du deinen Bruder in deinem Herzen . . . , lieben sollst du deinen Nächsten wie dich selbst (Lev 19, 17 f.)¹

Ansprache von Dr. Rudolf Graber, Bischof von Regensburg

Mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung entnehmen wir den folgenden Text dem Mitteilungsblatt der Christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz, „Christlich-jüdisches Forum“ (Nr. 30/31), Basel, Juni 1963, S. 1 ff.

Es ist mir die hohe Ehre zuteil geworden, die Woche der Brüderlichkeit hier in Regensburg eröffnen zu dürfen. Ich tue dies um so lieber, weil gerade der Kirche das Gebot der Brüderlichkeit aufgegeben ist. Mag sein, daß dieser Ausdruck eine Errungenschaft der Französischen Revolution darstellt, der Sache nach aber steht und fällt das Christentum mit der Bruderliebe. Und Walter Dirks hat recht, wenn er sagt: „Die Bruderschaft ist aber das christliche Existential auf Erden. Sie ist die christliche Wirklichkeit schlechthin“ (Die Antwort der Mönche, Verlag der Frankfurter Hefte, 1952, S. 47). Wenn wir von daher nun die geschichtliche Probe machen, so müssen wir ein ehrliches „mea culpa“ sprechen, und es liegt mir sehr viel daran, daß dieses „mea culpa“ zu Beginn dieser Woche der Brüderlichkeit klar ausgesprochen wird, daß es nicht in der Fülle von Veranstaltungen untergeht und nicht bloß in einigen unverbindlichen Worten des Bedauerns besteht.

Aber, verehrte Anwesende, ist es nicht ganz eigenartig, daß nach dem Entsetzlichen, was da geschehen ist, nach dieser kaltblütigen systematisch organisierten Ermordung von sechs Millionen Unschuldigen, wo man meinen sollte, es gibt kein Hinüber und Herüber mehr, daß nach all diesem Grauen

Christen und Juden sich die Hände reichen und sich plötzlich in ein Gespräch verwickelt sehen, das 1900 Jahre geschwiegen hatte, nachdem es bereits in der apostolischen Zeit abgebrochen war. Und noch eigenartiger wird es, wenn wir bedenken, daß die Grundlagen für dieses brüderliche Gespräch gerade in der Hölle der nazistischen Ausrottungsmaschinerie gelegt wurde. Vielen Historikern dämmert es ja, daß man die beiden Weltkriege nicht auf eine Stufe stellen kann, oder höchstens nur äußerlich miteinander vergleichen kann, sondern daß das Geschehen des Zweiten Weltkrieges bzw. das ganze Phänomen des Dritten Reichs mit anderen Maßstäben gemessen werden muß. Ludwig Dehio hat in seinem Vortrag auf der 21. Versammlung deutscher Historiker (September 1951) „Deutschland und die Epoche der Weltkriege“ Ausdrücke gebraucht, die über die rein historische Dimension hinausweisen; er spricht von der Dämonie der Macht, er spricht von Hitler als dem leiblichen Dämon, dem satanischen Genie. Denkt man diese Gedanken weiter, dann spürt man, wie hier ein theologisches Problem sich meldet, nämlich das der Auserwählung: Hinter dem satanischen Haß stand die Frage: Ist die nordisch-germanische Rasse auserwählt oder soll es das jüdische Volk sein. In den Gaskammern von Auschwitz und den anderen Stätten des Grauens hat sich Genesis 4 wiederholt. Kain ergrimmte über die Auserwählung seines Bruders und erschlug ihn. Hier setzt nun das theologische Gespräch an, und damit beginnt die zweite Phase der Bemühungen in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit. War die erste Phase gekennzeichnet

¹ Erstmals gehalten am 10. 3. 1963 zur Eröffnung der „Woche der Brüderlichkeit“.

durch ein tastendes Sich-Näher-Kommen auf rein menschlicher Grundlage, so steht die zweite Phase unter dem Gedanken des theologischen Gesprächs. Es ist dies wirklich ein geistiges Wunder, daß trotz Auschwitz oder vielleicht sogar wegen Auschwitz das 1900 Jahre verstummte Gespräch wieder aufgenommen wird. Und der Kairos ist günstig wie nie zuvor. Wenn auf dem Konzil die Kirche beschrieben werden soll als der mystische Leib Christi, so melden sich Stimmen zu Wort, die das sagen, jenes Bild vom Leib müsse ergänzt werden durch das umfassendere vom „Volke Gottes“. Damit aber ist der Anknüpfungspunkt für Israel gegeben. Und je mehr wir von der rein spekulativen, sozusagen freischwebenden Theologie heute umschalten auf die *Heilsgeschichte*, um so stärker wird der Blick wieder auf Israel gelenkt. Vielleicht werden wir auch in der Ekklesiologie noch einiges lernen müssen. Denn die sogenannte „indefectibilitas“, die Unzerstörbarkeit der Kirche, die eine sogenannte „dos“ der Kirche bildet, ist auch der Synagoge verheißen, und wir kommen einfach um die lapidare Eingangsfrage des 11. Römerbriefskapitels nicht herum: „Ich frage nun: Hat etwa Gott sein Volk verworfen? *Keineswegs*.“ Diese „*mâ génôito*“, dieses „keineswegs“ hat Martin Buber mit großer Emphase so wiedergegeben: „Aber der Bund ist mir nicht aufgekündigt worden . . . Aber aufgekündigt ist mir nicht . . . Aber aufgekündigt ist uns nicht worden“ (Reinhold Mayer, Das Israel Gottes, in „Christlich-jüdisches Forum“ Nov. 1962, Nr. 29, S. 2). Vor allem aber wird die Eschatologie auf dem Hintergrund von Röm. 11 neu geschrieben werden müssen, also die Lehre von der Endzeit, in der „ganz Israel gerettet wird“ (11, 26).

Noch etwas anderes ist uns bewußt geworden. Vor einem halben Jahrhundert hatte der sprachgewaltige Franzose Léon Bloy geschrieben: „Der Antisemitismus ist der schrecklichste Schlag ins Gesicht, den unser Herr während seiner Passion erhalten hat, und *er dauert immer noch an*; er ist am blutigsten und unentschuldigsten, weil er ihn auf dem Antlitz seiner Mutter empfängt und von der Hand der Christen.“ In unseren Tagen hat Mutter Basileia *Schlink* es noch deutlicher ausgesprochen: „So ist Israel, ohne daß es das wollte und wußte, ein Schauspiel vor dem Himmel und vor den Menschen geworden, da es an sich die Züge des Gottesknechtes trägt, Züge, die Christen immerfort an Jesus erinnern: verachtet, in Armut, voller Wunden und Krankheit, gehaßt, verfolgt und zu Tode gehetzt und gemartert.“

Es gehört wirklich zum Erschütterndsten, sich vorzustellen, daß in den Millionen unschuldig Ermordeter im Letzten Christus selbst von neuem gekreuzigt wurde. Der Schleier über den Herzen der Juden, von dem die Karfreitagsliturgie spricht, lag auch über unseren Augen. Wenn jene den Messias nicht erkannten, so haben wir in den jüdischen Opfern Christus nicht erkannt.

Die Erwähnung von Röm. 11 führt mich zu einem letzten Gedanken. Wir leben in einem ökumenischen Zeitalter und versuchen mit mehr oder weniger großem Erfolg die Spaltungen in der Christenheit zu überwinden, die von 1517 und jene von 1054 zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche. — Dabei vergessen wir, daß die erste Spaltung bereits im Apostolischen Zeitalter eintrat, als die Frohbotschaft zu den Heiden überging. Ich möchte nur das Folgende bewußt in die Frageform kleiden, weil es hier Für und Wider gibt und keine vorschnellen Patentlösungen. Wenn wir in unseren ökumenischen Bestrebungen so oft nicht weiterkommen und stecken bleiben, liegt der Grund nicht vielleicht darin, daß wir das Übel, die Spaltung, nicht an der Wurzel fassen, also dorthin zurückgehen, wo Kirche und Synagoge sich trennten? Ist es im Leben nicht oft so, daß in einem Dreiecksgespräch, in dem zwei feindliche Brüder sich einem dritten nähern, sie auf einmal mehr Gemeinsamkeiten unter sich entdecken, als sie vorher auch nur zu ahnen glaubten? Vor allem aber scheint dies wichtig zu sein: Der Gedankengang von Röm. 11 geht davon aus, daß die Verfehlung der Juden von damals in der Ablehnung des Evangeliums das Heil für die Heiden bedeutete. Und so schreibt Paulus den Satz, der ein Prinzip bedeutet: „Wenn aber schon ihre Verfehlung Bereicherung für die Welt und ihr Mangel Bereicherung für die Heiden bedeutet, um wieviel mehr ihre Vollzahl“ (12). Dürfen wir daraus nicht dies folgern? Wenn somit damals die Abschließung der Juden und ihr Sich-Verschließen vor dem Evangelium schon eine Bereicherung für die Welt bedeutet, um wieviel mehr könnte heute ihre ausgestreckte versöhnliche Hand, schon das Gespräch mit uns für sich allein genommen, der Welt zum Heile sein? Vielleicht würden wir durch das christlich-jüdische Gespräch der Einheit unter uns Christen näher kommen.

Es sind nur Fragen, die ich gestellt habe, aber Fragen, die an die Wurzel rühren und für uns Christen und für die Welt von entscheidender Bedeutung sind. Die Fragen sind gestellt, wir können ihnen nicht mehr ausweichen. Es hängt zuviel von ihnen ab.

Vielleicht haben Sie aus den dürftigen Andeutungen ersehen, daß es uns hier nicht geht, um — sagen wir einmal um die Zurückweisung antisemitischer Tendenzen —, das ist ja selbstverständlich, sondern um viel Tieferes, um die Bewältigung einer 1900jährigen Vergangenheit, um die Beendigung eines 1900jährigen Kriegszustandes einer traurigen Geschichte voll Blut und Tränen, letzten Endes um die Verwirklichung des Hauptgebotes, das im Alten und Neuen Testament völlig gleich lautet: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, und aus deiner ganzen Seele, und aus allen deinen Kräften“ (Deut. 6, 5; Mt. 22, 37). Diesem Gebot aber ist das andere gleich: Du sollst deinen Nächsten, den Bruder, lieben wie dich selbst.